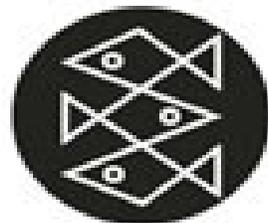


JOSE SANCHEZ DE MURILLO

# Luise Rinser

EIN LEBEN IN  
WIDERSPRÜCHEN



**Fischer**  
e-books

S. FISCHER

**Jose Sánchez de Murillo**

**Luise Rinser**

*Ein Leben in Widersprüchen*

## Vorwort

Über ein halbes Jahrhundert spielte die Schriftstellerin Luise Rinser als Integrationsfigur und moralische Instanz eine wichtige Rolle in der deutschen Gesellschaft. Weit über die nationalen Grenzen hinaus wurden ihre literarische Begabung, ihre demokratische Gesinnung und ihre menschliche Ausstrahlung anerkannt.

Der jungen Frau gelang 1941 mit ihrer ersten Erzählung *Die gläsernen Ringe* ein dichterisches Werk, das während der Nazi-Herrschaft das öffentliche Bewusstsein eindringlich – um mit Hermann Hesse zu sprechen – an den Geist erinnerte. 1950 folgte *Mitte des Lebens*, eine Liebesgeschichte und zugleich eine tiefe Reflexion über ihre eigenen Lebens- und Kunsterfahrungen. Dieser Roman, der das Lebensgefühl der Zeit traf, verschaffte ihr den literarischen Durchbruch.

Man bewunderte die treue Gattin, die nach dem Tod ihres Ehemannes im Russland-Feldzug mit ihren zwei Kindern auf der Suche nach Überlebenschancen durch Kriegsdeutschland gezogen war, die wegen ihrer Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie 1944 verhaftet und ins Gefängnis gebracht wurde. Man staunte über die Kraft der zierlichen Frau, die zum kulturellen Wiederaufbau des zerstörten Deutschlands beitrug und

sich, stets auf der Seite der Schwachen, für Frieden und Demokratie, für die Rechte der Frauen weltweit einsetzte. Sie wurde von Frauen und Männern unterschiedlichster Herkunft verehrt.

Das ist der Mythos. Er wurde 1981 mit der Veröffentlichung von *Den Wolf umarmen*, dem ersten Teil dessen, was sie als ihre Autobiographie vorstellte, gefestigt und gewann gesellschaftliche Bedeutung. Mit diesem glänzenden Epos aus dem Deutschland der Nachkriegszeit hatte Luise Rinser sich selbst gleichsam in die Nähe von Gestalten epochalen Ranges wie etwa Jeanne d'Arc in Frankreich oder Agustina de Aragón in Spanien gestellt.

Prompt kam politische Anerkennung. Die Grünen schlugen sie 1984 für das Amt des Bundespräsidenten vor. Eine damals kleine, elitäre Partei, die als Erneuerungskraft für Mensch und Natur entstanden war, wollte die sozialistisch gesinnte Schriftstellerin zum Symbol des neuen Deutschlands erheben. Dass sie nicht gewählt wurde, bestätigte die Richtigkeit der Symbolik. Die Politik war noch nicht so weit.

Wie wichtig der Rinser'sche Mythos für die deutsche Gesellschaft war, zeigt der Erfolg des Buches. *Den Wolf umarmen* erreichte schon im Erscheinungsjahr eine Auflage von 50 000 Exemplaren.

Freilich meldeten sich auch Zweifel. Gedichte, in denen sie Hitler verherrlichte, wurden entdeckt. Ihre Beziehungen zu dem Benediktinerabt Hoeck und dem Theologen Karl Rahner überzeugten viele nicht. Ihre

Freundschaft mit dem koreanischen Diktator Kim Il-sung empfand man als befremdend. Der Ruf der Schriftstellerin überstand jedoch alle Angriffe der Kritik.

Während meiner Freundschaft mit Luise Rinser in ihren späten Jahren erfuhr ich zwar viel Persönliches von ihr, das die Öffentlichkeit nicht kannte. Über ihre Vergangenheit im Dritten Reich schwieg sie sich aber aus. So sah auch ich sie stets im Licht ihrer eigenen Darstellung. Erst durch die wissenschaftliche Erforschung ihres Lebens und durch das Studium ihres Werkes nach ihrem Tod kam ich zu der Einsicht, dass die angedeuteten Widersprüche nur die Spitze des Eisbergs waren. Luise Rinser war in der Nazizeit ebenso verstrickt wie viele andere. Und nicht nur dies. Aber die mutige Frau, die sich in der von Männern dominierten Welt durchsetzte, war vor allem ein Mensch, der es verstand, in schwierigen Zeiten unter widrigen Umständen zu leben und zu überleben.

Luise Rinser war eine bedeutende Frau und eine begabte Schriftstellerin. Das hat man immer gewusst. Nicht erkannt hatte man, wie ungewöhnlich sie war und wie zukunftsweisend ihr Werk ist.

I.

## **Kindheit und Jugend in Zeiten des Umbruchs 1910-1929**

### **Josef Rinser und Aloisia Sailer**

Über die ersten Jahre seiner Ehe führt Josef Rinser kein Tagebuch. Doch die wichtigsten Augenblicke hält er in einer illustrierten Ausgabe von Adelbert von Chamissos *Frauen-Liebe und Leben* fest. Neben dem Bild einer jungen Frau, die ihrem Mann etwas ins Ohr flüstert, steht: *August 1910.*<sup>[1]</sup>

Geheiratet haben der Oberlehrer Josef Rinser und die Hausfrau Aloisia, geborene Sailer, am 10. Juli 1910 in Pitzling bei Landsberg in Oberbayern. Getraut wurden sie von Georg Rinser, einem Bruder des Bräutigams.<sup>[2]</sup> Das Kind, das sich im August ankündigt, soll, wenn es ein Bub ist, Georg heißen wie Josefs Vater; ein Mädchen soll wie die Mutter genannt werden, aber mit »y«: Aloysia.

Josef Rinser, am 28. Februar 1883 in Rosenheim geboren, ist das jüngste von sechs Kindern des Salinenzimmerers Georg Rinser (1846-1935) und seiner

Ehefrau Maria, geborene Pauker (1847-1923). Von den Geschwistern, die hier noch eine Rolle spielen, wären zu nennen: der schon erwähnte Georg (1876-1938), Pfarrer in Aschau am Inn, und Marie (1887-1967), Besitzerin einer Limonadenfabrik in Kirchanschöring. Während Josefs ältere Brüder Georg und Vitus<sup>[3]</sup> groß wie ihr Vater und gut gewachsen sind, ist er missgebildet. Zwar kann man ihm den Buckel kaum ansehen. Doch als er sich 1916, dreiunddreißigjährig, als Kriegsfreiwilliger meldet und gemustert wird, stellt der Militärarzt eine Verkrümmung der Wirbelsäule fest. Er wird als kriegsuntauglich abgelehnt. Warum habt ihr mich zum Krüppel werden lassen?, warf das Kind einmal seinen Eltern vor. Eine Tante habe ihn als Säugling zu Boden fallen lassen, erklärte die Mutter. Sie schämte sich, die Wahrheit zu sagen: Ihr Sohn hatte das, was damals als Arme-Leute-Krankheit galt: Rachitis, eine auf Vitamin-D-Mangel beruhende Missbildung der Wirbelsäule. Lebenslang leidet Josef unter Minderwertigkeitskomplexen. Ob er sich deswegen gelegentlich den Tod wünscht? Jedenfalls entwickeln sich bei ihm nekrophile Grundzüge. Und er hat eine Neigung zu tiefem Nachdenken, liebt das Alleinsein.

Sein Lieblingsfach Musik kann er aus finanziellen Gründen nicht studieren. Er wird Volksschullehrer. Diese Entscheidung, aus der Not getroffen, erweist sich freilich als richtig. Josef Rinser liebt Kinder, kann gut mit ihnen umgehen. 1936 lässt er sich vorzeitig pensionieren - unter dem Vorwand seiner Wirbelsäulenverkrümmung, in

Wirklichkeit jedoch, weil er es ablehnt, unter Hitler Lehrer zu sein. Vom Schuldienst entpflichtet, wird er Organist an der Stadtpfarrkirche Rosenheim. Unbezahlt, da er eine Rente bezieht.

Doch die Schatten werden ihn sein Leben lang nicht verlassen. Die Sehnsucht nach dem unerreichbaren Traumberuf, die immer deutlicher werdende Verkrüppelung machen aus dem in sich gekehrten Jungen einen schwermütigen Mann, der in eine übertriebene Ordnungswelt mit streng katholischen Werten flüchtet. Auf diese Weise versucht er, sein Harmoniebedürfnis zu befriedigen. Und auch seinen Drang, überall der Beste zu sein.

Die Frau, die Josef Rinser heiratet, ist wahrhaftig in jeder Hinsicht sein Gegenstück. Aloisia Sailer wurde am 29. Juni 1883 in Balzhausen (Landkreis Günzburg, Bayerisch-Schwaben) als zweites Kind des Josef Sailer und seiner Ehefrau Anna, geb. Egger, geboren. Zu der wohlhabenden Großbauernfamilie zählen noch fünf weitere Töchter und zwei Söhne. Unter diesen vielen Geschwistern ist Franziska (»Tante Fanny«) hervorzuheben, von der hier noch oft die Rede sein wird.

Aloisia ist nicht so attraktiv wie Fanny, dafür aber höchst intelligent, vital und wortgewandt. Nach der Mittelschule kommt sie zum Erlernen der höheren Kochkunst auf das Schloss Seyfriedsberg in Ziemetshausen zwischen Augsburg und Krumbach, wo die Fürstin Wallerstein residiert. Die junge Prinzessin ist derart angetan von dem

gescheiterten Landmädchen, dass sie es zu ihrer Gesellschafterin macht. Überall, ob auf dem Land oder in der Großstadt, sind sie zusammen. Überwintert wird teils im Stadtpalais in der Münchner Brienner Straße, teils im Wiener Palais.

Die flotte junge Frau genießt das Leben der aristokratischen Gesellschaft, ist allseits beliebt, bekommt sogar verlockende Heiratsanträge. Für eine Ehe fühlt sie sich jedoch noch zu jung. Stattdessen lernt sie ungewöhnliche Kochkünste, vornehmen Kleidungsstil, feine Umgangsformen bei Ballabenden und Empfängen.

Es überrascht nicht, dass die wohlhabenden Sailer einen Sohn aus der eher bescheidenen Rinser-Familie als Ehepartner für ihre Tochter ablehnen. Die Sailer-Mutter »aus dem Schwäbischen« – wie Schwiegersohn Josef sie später nennen wird – kann Armut nicht leiden. So ist für sie die bloße Vorstellung einer Heirat ihrer Tochter mit einem Volksschullehrer entsetzlich, zumal ein Brauereibesitzer beharrlich um sie anhält. Doch die Tochter wählt den Volksschullehrer und setzt sich bei ihren Eltern mit ihrem Wunsch durch.

Aloisia Sailer ist eine taktisch begabte Willensfrau, die ihr Herz beiseitezulassen weiß, wenn das Ziel es erfordert. Sie sei nicht gefühllos, allein das Gefühl sitze in ihrem Gehirn, wird ihre Tochter später schreiben. Entdeckt sie Not, hilft sie. Keine Theorien, nur Taten gelten ihr als Beweise von Mitmenschlichkeit. Energisch, intelligent und lebenslustig, überaus erzählfreudig, pragmatisch orientiert

und durchsetzungsfähig: das ist Aloisia Rinser, geborene Sailer.

Recht bald lernt die Mutter Sailer ihren musikalischen Schwiegersohn zu schätzen und betont überzeugt, sie hätte sich für ihre Tochter keinen besseren Mann vorstellen können. Also kauft sie ihm gleich ein Klavier. Und da sie von materieller Enge nichts hören will, schickt sie dem jungen Paar regelmäßig Mehl, Schweineschmalz, Geräuchertes und gelegentlich, wenn nötig, auch Geld. In finanzielle Not gerät das junge Paar dennoch ziemlich oft, weil die an großzügiges Wirtschaften gewöhnte Ehefrau mit dem knappen Gehalt des angehenden Volksschullehrers nicht auskommt – vor allem wenn sie sich Kleidungsstücke leistet wie einen modischen Panamahut, der fast ein Monatseinkommen kostet. Sie hatte es nie nötig gehabt, auf den Preis zu schauen. Findet sie etwas schön, greift sie zu. Und die Rechnung wird pünktlich von der Mutter oder der Prinzessin Wallerstein bezahlt.

Die vitale Frau braucht den stillen Mann. Und der depressive Mann braucht eine Frau, die ihm Lebenslust und Unternehmungsgeist bringt. Im Laufe der Jahre lernen sie sich immer besser verstehen und derart innig lieben, dass sie nicht mehr ohne einander leben können. Wie hat sich dieses ungleiche Paar gefunden?

In der Erzählung *Die gläsernen Ringe*, die 1941 erscheint und sie als Schriftstellerin bekannt machte, schilderte die junge Luise Rinser einen Onkel »Felix«, der im oberbayerischen Kloster Wessobrunn wohnt und als

Dorfpfarrer und Seelsorger der Missionsbenediktinerinnen fungiert. Der Mann, der ihr dafür Modell stand, Franz Hörtensteiner, war ein entfernter Verwandter der Sailer-Familie, geboren im schwäbischen Dorf Fischach, das Ende des 19. Jahrhunderts zum größten Teil aus einer jüdischen Gemeinde bestand. Er selbst entstammte einer schon lange zum Christentum konvertierten jüdischen Familie.

Trotzdem nennt ihn Josef Rinser, wenn er auf ihn zornig wird, »den alten Juden«. Doch er ist kein Antisemit. Er bedauert es sogleich und schwächt ab in »der alte Hörtensteiner« oder einfach »der Alte«. Die anderen dagegen nennen ihn, wie damals für Geistliche üblich, ehrerbietig »der Herr«. Der Ortspfarrer, Klosterseelsorger, Dekan und geistliche Rat der Region ist also für seine Umgebung »der Herr« schlechthin.

Wenn Luise Rinser im späten Alter gelegentlich noch auf Onkel Franz zu sprechen kam, sagte sie, er sei ein skeptischer Atheist gewesen, den man in die Rolle des Geistlichen gedrängt habe. Durch die vielen Reisen habe er einen Ausgleich gesucht für die Entbehrungen, welche ihm sein Berufsstand als katholischer Kleriker auferlegte.

Josef Rinser und Franz Hörtensteiner leben in ständiger Spannung, die sich gelegentlich in heftigen Wortausbrüchen entlädt. Sie können einander nicht ausstehen. Gewiss gibt es zwischen den beiden politische Differenzen. Hörtensteiner ist eher nach rechts orientiert, Rinser dagegen, obwohl streng katholischen Glaubens, sozialistisch und antiklerikal. Die Ursache für diese

Haltung lag darin, dass Anfang des 20. Jahrhunderts die Schulaufsichtsbehörde ausschließlich aus Klerikern bestand, denen mangelnde Kompetenz in Sachen Pädagogik und Didaktik nachgesagt wurde. Dies ist oft der Anlass zu Streit zwischen Franz und Josef.

Doch die beiden mögen sich nicht. Der Grund für diese gegenseitige Abneigung ist sehr menschlich: eine Frau, die beide wollen. Vor seiner Versetzung nach Wessobrunn war Franz Hörtensteiner in einem Dorf – vielleicht Pitzling – bei Landsberg am Lech tätig. Dort hatte Josef Rinser seine erste Anstellung als Lehrer. In Hörtensteiners Pfarrhof arbeitete als Haushälterin eine junge Verwandte, eine »Nenn-Nichte«, die mit ihm aus dem Schwäbischen gekommen war. Die auffallend schöne Frau mit schwarzen Augen, dunklen Locken und einer betont weiblichen Figur hieß Fanny Sailer. Sie war das »Primizbräutchen« des Neugeweihten gewesen.<sup>[4]</sup>

Franz Hörtensteiner liebt die junge Frau innig. Ein Verstoß gegen den Zölibat konnte ihm aber nie nachgewiesen werden. Doch das Mädchen hat sich in den ruhigen, sensiblen Volksschullehrer Josef Rinser verliebt. Und der erwidert ihre Liebe. Als Franz Hörtensteiner die Beziehung entdeckt, bewacht er seine Haushälterin sorgfältig. Fanny und Josef müssen sich im Geheimen treffen. Vielleicht denken sie an Heirat. Doch da taucht Fannys Schwester Aloisia auf, etwas jünger und nicht so hübsch, aber klug genug, um in kurzer Zeit den blondgelockten Lehrer für sich zu gewinnen. Bald

beschließen Aloisia Sailer und Josef Rinser zu heiraten, Pfarrer Franz Hörtensteiner und seine Primizbraut bleiben zusammen. Bis zum Tode.

Fanny muss sich Tag für Tag ansehen, wie ihre Schwester Aloisia mit ihrem geliebten Josef zusammenlebt, schwanger wird und eine süße Tochter bekommt, die ihre eigene hätte sein können. Und Aloisia leidet darunter, dass ihr Josef zuerst die Fanny geliebt und nur deshalb nicht geheiratet hat, weil sie, Aloisia, dies schlaue zu vereiteln wusste und der Pfarrer es ohnehin nie zugelassen hätte.

Auf diese spannungsreiche Weise bleiben beide Paare aneinander gebunden, ein Leben lang. Wenn die Schriftstellerin Jahrzehnte später über diese Beziehung berichtet, stellt sie lapidar fest: »Die Bindung zwischen den Vieren [...] war schicksalhaft. Nie kamen sie voneinander los.«<sup>[5]</sup> Sogar ein Haus bauen sie zusammen in Rosenheim; dabei übernimmt Pfarrer Hörtensteiner den größeren Anteil der Kosten. Josef und Aloisia Rinser werden Mitbesitzer und Erben, unter einer Bedingung allerdings: dass sie ständig dort wohnen bleiben – was sie auch tun, trotz aller Probleme und Spannungen. In diesem verwickelten Beziehungszusammenhang, der natürlich auch viele schöne Tage kennt, werden die vier alt.

Als Erste stirbt Fanny Sailer, Luises Lieblingstante. Sie wird mürrisch, launisch, manchmal gemein und böse, aber Schwester und Schwager pflegen sie liebevoll, bis sie in Frieden scheidet. Dem alten Hörtensteiner fällt der »Heimgang« nicht leicht, er hat gerne gelebt. Auf einer

seiner Reisen nach Italien erkrankt er schwer. Er wird in eine Münchner Klinik gebracht, lehnt sich lange gegen den Tod auf. In seinem Heimatort Fischach wird er begraben.

Jeder stirbt, wie er gelebt hat, sagt die Volksweisheit. Zumindest auf die Rinsers und Sailers trifft dies zu. Josef scheidet friedlich und überlegt. Ohne eigentlich krank zu sein, fühlt er sich eines Tages lebenssatt. Er verabschiedet sich am Morgen des 1. Oktober 1951 von seiner Frau mit den Worten: »Du bist mir immer eine gute Frau gewesen.« Spricht, schweigt und geht.

Aloisia überlebt alle drei um zwanzig Jahre, die sie als Alleinerbin des Rosenheimer Hauses genießt. Sie stirbt neunundachtzigjährig, am 22. August 1972, in einem Altersheim, ohne dass die Frage geklärt wäre, wer schwieriger war: ihre berühmte Tochter oder sie selbst, die energische, in der Erzählkunst so talentierte Mutter. Oder bestanden die Schwierigkeiten zwischen Mutter und Tochter darin, dass sie sich so ähnlich waren?

Auf dem Friedhof in Rosenheim liegen nun drei der vier im selben Grab: ganz unten Tante Fanny, oben Mutter Aloisia, dazwischen Josef, der Mann, den beide liebten.

## **Geboren in einer wirren Zeit**

**30. April 1911**

Anfang des 20. Jahrhunderts war Pitzling noch ein selbständiges Dorf, fünf Kilometer von der Stadt Landsberg am Lech entfernt. Während der Zeit der Völkerwanderung und im frühen Mittelalter bildete der Fluss die Grenze zwischen dem alemannischen Stammesgebiet im Westen und dem bayerischen im Osten und markiert heute noch ungefähr die Grenze zwischen Altbayern und Schwaben sowie zwischen den bayerischen und den schwäbischen Dialekten.

In dieser Umgebung leben Josef und Aloisia Rinser. Die junge Frau kennt die Stimmungswechsel ihres Mannes, seine Tiefpunkte. Sie versucht ihn mit witzigen Erzählungen abzulenken, lädt Freunde ein. Dann spielt Josef Rinser ihnen auf dem Klavier vor.

Weihnachten 1910 verbringt das junge Paar wohl bei der Sailer-Familie im schwäbischen Balzhausen, wo das Fest besonders großzügig gefeiert wird. Von dort geht es zu den Rinsers nach Rosenheim. Was hier an Wohlstand fehlt, ersetzt die Liebe im Überfluss. Die Rinser-Mutter ist warmherzig, stets um ihren depressiven Sohn besorgt. Die gemütliche Art seines Vaters Georg wirkt wohltuend auf ihn. Trotz großen Fleißes ist dieser als Zimmermann

finanziell nicht sehr weit gekommen. Doch Georg Rinser lebt gerne mit seiner Familie, zufrieden mit dem, was das Schicksal und die eigene Arbeit gebracht haben. Ihr Haus ist bescheiden. Aber es ist *ihr Haus*, das Rinserhaus in der Kufsteiner Straße 26 mit einem schönen Garten am Stadtbach.

Wir können annehmen, dass die Silvesternacht beim Baron von der Tann auf dem Gut Linden gefeiert wird. Seit Jahren ist das Fest ein Mittelpunkt des regionalen Adels. Die junge Frau Rinser bewegt sich gewandt in der aristokratischen Gesellschaft. Noch wenige Jahre zuvor hatten bei Unterhaltungen von Damen - in Bayern wie in Preußen - die drei »Ks« (Kinder, Kirche, Küche) den Stoff geliefert. Die Belle Époque, die Jugendbewegungen, besonders die Wandervogelbewegung, haben ein neues Selbstbewusstsein hervorgebracht. Meist benehmen sich die Frauen noch zurückhaltend. Einige beginnen aber, sich von der konventionellen Enge in Auftreten und Kleidung zu befreien. Aloisia Rinser hält die gute Mitte. Als Ehefrau eines Lehrers muss sie Rücksicht auf »rechte« Formen nehmen, als Tochter reicher Landbesitzer mit Erfahrung bei Hofe den Blick nach vorn richten.



Schon vor ihrer Geburt sei sie ungeduldig gewesen, hat Luise Rinser oft erzählt. Seit Wochen auffällig unruhig, meldet das Kind seinen Lebensanspruch eine Woche vor dem Termin an. Das Mädchen bekommt wie beschlossen den Namen Aloysia, wird aber Luise genannt. Es ist im Vergleich zum Durchschnitt eher klein, aber gesund, lebendig und laut. Lebenshungrig zeigt es gleich seinen starken Drang zum Mittelpunkt.

Ihren Namen, wird die Schriftstellerin später sagen, habe sie nie gemocht, bis sie ihn auf Italienisch hörte. Luisa wurde sie genannt in Rom, in Rocca di Papa. Es trifft aber nicht zu, dass sie »diesen Namen nie leiden« konnte.<sup>[6]</sup> Die Abneigung entstand langsam und wuchs im Laufe der turbulenten Mutter-Tochter-Beziehung, die für den Lebensweg Luise Rinsers wesentlich ist.

Doch jetzt ist sie noch klein. Für Vater Josef ist sie »das Mädi«, sein Mädi. Leider hat er kein Tagebuch über die ersten Jahre seiner Tochter geführt. Aber seine Notizen im Buch *Frauen-Liebe und Leben* hat die Schriftstellerin, die Jahre später durch Zufall das Büchlein entdeckte, in ihrer Autobiographie wiedergegeben: »Mädi ist lieb und schläft schon durch ... Mädi hat schon zwei Zähne ... Mädi ist mit neun Monaten zur Impfung gelaufen ... Mädi bleibt vor jedem Feldkreuz stehen und faltet die Händchen ... Mädi kann schon beten: Liebes Schutzengele mein, hüpf zu mir

ins Bettchen rein ...« Und einmal notiert er stolz, wie sein Mädi Sätze von sich gibt, die ihm als Zeichen für eine literarische Begabung gegolten zu haben scheinen: *Pipale, papale, popale*, sagt sie plötzlich mit einem Jahr zum erstaunten Papa. Und mit eineinhalb Jahren noch deutlicher: *Auweh auweh 's Katzele hat Bauweh ...*[7]

Ihr Leben lang litt Luise Rinser unter der Vorstellung, sie habe nie wirklich Kind sein dürfen. Als sie in ihrer Münchner Ausbildungszeit Goethes *Hermann und Dorothea* las, sah sie ihre eigene Einstellung bestätigt. Nach Goethe als Vater sehnte sich die junge Studentin. Auch er hatte nur ein Kind, einen Sohn, und sie glaubte, der Dichter habe ihn gewähren lassen. Ihre Eltern dagegen hätten das nicht gekonnt. Ob Rinsers Bild von Goethe historisch zutrifft, sei dahingestellt.

Die Spannungen mit ihren Eltern führte Luise Rinser vor allem auf den Ehrgeiz ihres Vaters zurück. Seine Tochter musste die in seinen Augen ideale Frau verkörpern und sollte wie er den Lehrerberuf ergreifen. Sie hatte tugendhaft zu sein, um sich eines Tages zur Schulrätin emporarbeiten zu können. Von allen geehrt, streng religiös, fein und nobel, »moralisch« untadelig, also ohne Liebesgeschichten - so schwebte dem Vater die Zukunft seiner Tochter vor. Doch sehr früh zeichnete sich ab, dass für Luise Rinser die Freiheit den Gipfel der Existenz darstellte. Und sie warf ihren Eltern vor, dies nicht erkannt zu haben, obwohl es sich in ihrem Leben immer wieder gezeigt habe, und zwar früh genug, spätestens seit ihrem

ersten Geburtstag. Als Beweis führt sie in ihrer Autobiographie *Den Wolf umarmen* folgende Begebenheit an:

Die einjährige Luise sieht im großen Spiegel des Kleiderschranks einen Mann mit ausgebreiteten Armen auf sich zukommen. Es ist ihr Rosenheimer Großvater. Das Kind läuft ihm entgegen, rennt in den Spiegel und bleibt ohnmächtig liegen. Du wolltest seit deinem Eintritt in diese Welt immer mit dem Kopf durch die Wand, interpretierte später der Vater. Und die Schriftstellerin konterte:

»Falsch: ich sah ja gar keine Wand, im Gegenteil, ich sah eine offene Tür, durch die ich gehen konnte, ich sah die Spiegel-Wirklichkeit, die mir ebensoviel galt wie die andre. [...] Meine Spiegelwirklichkeit ist jene der Ideen und jene meiner Arbeit. Ich lebe in der Doppelwirklichkeit.«<sup>[8]</sup>

Sie meint: In jedem Menschen schlummert eine Ur-Idee, die ihn, oft verborgen, sein Leben lang begleitet: die Ahnung von sich selbst, von dem, was er eigentlich ist. Diese Wahrheit wird von den Erziehern in Familie und Schule oft übersehen. Doch selbst wenn der Mensch das Bild annimmt, das man ihm aufzwingt, bildet die ursprüngliche Selbsterfahrung seinen eigentlichen Lebensgrund. Zuweilen ist die Umgebung stärker. Dann verkennt der Mensch sich selbst und sucht Zuflucht in Scheinbildern. In einigen Fällen allerdings setzt sich die Ur-Idee durch. Den »Weg« nennt Luise Rinser diese Idee.

Denn sie stellt jenes Selbstziel dar, das, zunächst nur geahnt, sich im Laufe des Lebensprozesses verdeutlicht.

Im Kampf um die Selbstverwirklichung wird Luise Rinser gegen starke Feinde zu Felde ziehen müssen. Doch ihr gefährlichster Gegner wird stets sie selbst sein.

## **Aufgewachsen im Krieg**

### **1914-1918**

Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie in Sarajevo (damals österreichisch-ungarisches Gebiet) ermordet. Dieses Attentat war Auslöser eines Krieges, der sich wohl seit Jahren angebahnt hatte.

In Europa hatten sich zwei Blöcke gebildet. Auf der einen Seite die Mittelmächte: Deutsches Reich, Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich (Türkei). Auf der anderen Seite der russisch-französische Zweiverband, der sich mit Großbritannien zur Triple-Entente gestaltete. Hauptgrund für den Konflikt dieser drei Staaten mit dem Deutschen Reich und für das Anwachsen der Spannungen waren die imperialistischen Bestrebungen der Mittelmächte.

Als der Krieg ausbrach, überwog im Deutschen Reich zunächst die Ansicht, er diene der Verteidigung. Doch bald entstanden, ausgelöst durch die raschen Erfolge der Armee im Westfeldzug, euphorische Eroberungsprojekte, die weite Teile Europas und Vorderasiens einschlossen. Die Kriegsbegeisterung war auch in der Bevölkerung nicht mehr zu bremsen. Im Deutschen Reich wurde ein Notabitur

eingeführt, damit die Oberprimaner als Freiwillige vorzeitig ins Heer eintreten konnten.

Deutschland war aufgewühlt. Nach den »Balkonreden« Kaiser Wilhelms II. (Juli/August 1914) begeisterte der Dankerlass nach der Schlacht von Tannenberg die deutsche Öffentlichkeit. Von den Massen angefeuert, trieben Politik und Militär in eine der größten Katastrophen der europäischen Geschichte hinein.

\*

Diese verhängnisvollen Tage bleiben Luise Rinser ihr Leben lang im Gedächtnis. Aus »genauester Erinnerung« beschreibt sie die Situation in ihrer Autobiographie:<sup>[9]</sup>

Das Kind geht auf einem Feldweg. Da kommt ein Radfahrer, der außer sich vor Aufregung schreit: Geh heim, du, Krieg ist! Das Mädchen rennt voller Angst nach Hause. »Alle Leute liefen, alles war laut und rot.«

Was ist das: Krieg?

Krieg ist, wird die Schriftstellerin erläutern, wenn ein Volk ein anderes angreift, weil es sich selbst für »das auserwählte« hält, für besser als die anderen. Man müsse auf sein Vaterland stolz sein, hieß es, und, wenn es bedroht sei, auch töten, je mehr, desto besser. Auf der anderen Seite lernt man: Du darfst nicht töten. Sie habe nie verstanden, warum der Gruppe erlaubt, ja befohlen sei, was beim Einzelnen als Sünde und Verbrechen gelte, schreibt sie später. »Wer kann das verstehen? Es geht nicht

um Gewinn, wurde uns gesagt, es geht um die Ehre. [...] Wenn zwei Buben raufen, so ist einer der Sieger. Es ist schmachlich, Unterlieger zu sein.«<sup>[10]</sup> Dem Mädchen prägt sich ein, dass Krieg ist, wenn sich Erwachsene wie kleine Buben benehmen.

Vom Krieg nimmt das Kind das Unsinnige wahr, die Zerstörung des schönen Alltags im friedlichen Dorf im Voralpenland. Die Verantwortlichen nehmen die Katastrophe in Kauf. Der Krieg kostet viel Geld, das Vaterland ist arm geworden, erläutert der Lehrer, man muss alles sammeln, was man noch verwerten kann. Die Kinder bekommen schulfrei zum Queckenausreißen. Sie müssen auf die Äcker gehen und die zähen weißen Wurzeln sammeln. Man macht Stoff daraus, Mantelstoff, Uniformstoff. Die kleine Luise hat ihr kupfernes Puppengeschirr hergeben müssen, damit man daraus Waffen machen konnte, und die Eltern haben bereits ihre Gold- und Silbertaler, Mutters Mitgift, geopfert. Nun zeichnen sie wie Millionen Deutsche auch noch Kriegsanleihen, damit die Zerstörungsmaschinerie weiterlaufen kann. Und wie die anderen unzähligen deutschen Familien verlieren auch die Rinsers ihr Geld.

Aus allen Teilen des Reichs müssen immer jüngere, später ältere Männer eingezogen werden. Dazu gehört auch der junge Baron von der Tann. Die Schriftstellerin erinnert sich: Es ist noch dunkel an einem Herbsttag. Die kleine Luise liegt in ihrem Gitterbett. Eine Gestalt kommt leise in ihr Zimmer, setzt sich neben das Kinderbettchen.

Luise weiß, wer es ist. Aber sie stellt sich schlafend. Sie spürt, dass das ein wichtiger Augenblick ist im Schicksal des Mannes. Der Baron schweigt, betrachtet nur das Mädchen. Dann steht er auf und geht. Einige Tage später zieht er in den Krieg. Luise Rinser vergisst den jungen Baron nie, den sie »meine allererste Liebe« nannte – allerdings bis ins hohe Alter durch ein vorsichtiges »ich glaube« eingeschränkt.

Vorsicht ist bei Luise Rinser stets geboten, wenn es um Verliebtheiten geht. Denn so sehr das dreijährige Mädchen von dem vornehmen jungen Offizier angetan ist, so gibt es doch kurz nach dessen Tod wieder eine andere »erste große Liebe«, und zwar erneut auf Gut Linden.

Sechs Jahre alt dürfte Luise sein, da sich die Begebenheit gleich nach der russischen Revolution 1917 abspielt.

»Es war irgendein Fest, etwas Besonderes, ich wurde ganz in Weiß gekleidet, alles war wunderbar, und auf Gut Linden sah ich *ihn*: er war zwei Jahre älter als ich, er hatte kohlschwarze Augen, und die Haare in Fransen in die Stirn gekämmt. Er war ebenfalls in Weiß, er trug einen Russenkittel und Stiefelchen [...]  
Der schöne Junge neben mir konnte nur Rumänisch und Französisch, aber wir unterhielten uns, Kinder können das. Und nach dem Essen verschwanden wir in geheimer Verabredung. Man fand uns Stunden später, völlig verdreckt, schwarz nämlich, denn wir hatten uns ein Spiel daraus gemacht, die oberste

Dachbodentreppe herunterzurutschen. Die aber war rußig. Als man uns fand, waren wir schon verlobt. Wir liebten uns sehr. Leider mußten wir uns trennen: er ging mit seinen Eltern nach Paris ins Exil. Eines Tages kam von dort eine Ansichtskarte. Ich sehe sie noch vor mir: ›Chère demoiselle ...‹. Und die Unterschrift, fast unleserlich, darum nur halbwegs in meinem Gedächtnis geblieben. Der Vorname war Constantin, das war klar, der Nachname, der fürstliche, hieß so ähnlich wie Wardiati. Ich habe dann nie mehr von ihm gehört. Aber vergessen habe ich ihn nicht. Er war so schön, und er war ein Fürst! Er war mehr: er war der Prinz aus dem Märchen. [...] das war die archetypische Erfahrung vom *Hohen Paar*. Ich habe seither immer nach dem Prinzen gesucht.«<sup>[11]</sup>

Durch diese frühen Erfahrungen werden Liebe und Größe, Trennung und Tod für ihre Entwicklung bestimmend. Das Kindheitstrauma der Angst vor dem Verlassenwerden wird zu einem Urquell ihrer Inspiration.

Von Pitzling zieht die Familie nach Etting, wo der Vater, vermutlich zum Schuljahr 1914, eine feste Anstellung als Oberlehrer erhalten hat. Sie bewohnt ein gemütliches Haus mit großem Obstgarten.

In dieser ruhigen Atmosphäre lernt Luise Rinser von ihrer Mutter lesen und schreiben. Dann aber, mit vier Jahren, geht sie zu ihrem Vater in die Schule. Es ist keine nachträgliche Interpretation, dass das Kind gerne mit

Geschriebenem wie mit einem Spielzeug umgeht. Als es nämlich, drei Jahre alt, zum ersten Mal nach Wessobrunn zum Onkel Franz Hörtensteiner gebracht wird, beschäftigt es sich mit alten Büchern wie andere Kinder mit Puppen. Die mag sie nicht. »Puppen sind dumm!«, sagt sie zu Spielfreundinnen.<sup>[12]</sup> Dagegen ist sie neugierig auf schwer zugängliche Ecken im Wald, auf Pflanzen und Tiere, auf Kreuze am Straßenrand, auf Statuen und Altäre in der Kirche und eben auf alte Bücher mit Ledereinband. Darunter findet sich eines, an dem sie, wie sie in *Die gläsernen Ringe* erzählt, das Lesen gelernt habe: *Anweisungen für Beichtväter*.<sup>[13]</sup> Möglich ist es wohl. Dies war eines der wenigen auf Deutsch geschriebenen Bücher in der Klosterbibliothek.

Der schulische Alltag in Etting wird für den Oberlehrer Josef Rinser bereichert durch die sonntäglichen Gottesdienste. Da sitzt er an der Orgel; darauf freut er sich die ganze Woche. Für die Mutter, und in dieser Zeit auch für das Kind, sind dagegen die Besuche bei Friedrich von der Tann das wöchentliche Ereignis.

Jeden Donnerstag wird Familie Rinser gleich nach Schulschluss vom Kutscher mit dem »Landauer« des Barons abgeholt und zum Gut Linden in Weilheim gefahren. Oft sind weitere Freunde miteingeladen. Eine erlesene Gesellschaft trifft sich. Es wird über Politik und die Unruhe in Europa, über Kirche und Schule geplaudert. Es wird auch gesungen, meistens klassische Lieder, die der Baron vorträgt, von Josef Rinser am Klavier begleitet. Zum

Beschluss aber wird stets das Lied »Näher, mein Gott, zu Dir« angestimmt, mit dem die Passagiere der *Titanic* nach deren Kollision mit einem Eisberg am 12. April 1912 Abschied vom Leben genommen hatten. Alle beteiligen sich tief bewegt. Denn das tragische Unglück des Riesendampfers blieb lange in Erinnerung.

Die Katastrophe stellt für die Menschen eine Lehre dar. Wir können annehmen, dass Josef Rinser sie der Tochter nach und nach erläutert. Größe und Kleinheit des Menschen. Ohnmacht der Wissenschaft angesichts der Grundfragen des Daseins, Grenzen der Vernunft. In Etting wird der Boden für Luise Rinsers spätere Beschäftigung mit der Mystik bereitet – für die mystische Selbsterfahrung in den dunklen Zeiten des Lebens, wo kein Licht zu sehen ist und trotzdem der urmenschliche Instinkt, die Kraft der Hoffnung, unbeirrt nach vorne drängt.

Der Krieg vergiftet Europa und zerstört den Geist in Deutschland für die nächsten drei Jahrzehnte. Doch oft sind Verletzungen, die sich Menschen innerhalb der Familie gegenseitig zufügen, schmerzhafter als die Eindrücke, welche die großen Katastrophen hinterlassen. Luise Rinsers Verhältnis zu ihren Eltern ist von Anfang an schwierig. Das Problem hat immer zwei Seiten. Da die Dichterin – trotz guten Willens, ihren Eltern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – nur ihre eigene Sicht darzustellen vermag, ist hier besondere Aufmerksamkeit vonnöten.

Ihre Beziehung zum Vater ändert sich immer wieder; aus Begeisterung wird manchmal Ablehnung. Aber sie wird von

einer Grundliebe getragen, die durch alle Enttäuschungen hindurch bestehen bleibt. Mit ihrer Mutter dagegen trägt die Schriftstellerin lebenslang einen erbitterten Kampf aus. Alles ist spannungsgeladen zwischen den beiden. Die Mutter mag die Tochter von früh an nicht, sucht ständig nach Fehlern bei ihr – und findet sie natürlich auch. Sie gönnt ihr weder Freude noch Erfolg. Und später, als sie das erzählerische Talent ihrer berühmt gewordenen Tochter anerkennen muss, tut sie es stets in deren Abwesenheit. »Eben sagt mir mein Vetter, daß meine Mutter später mit mir und meinen Büchern schier geprahlt hat: Später, ja später, als ichs nicht mehr brauchte.«<sup>[14]</sup> Die Tochter ihrerseits geht hart mit der Mutter ins Gericht, wobei sie ihr nicht bloß diese oder jene punktuelle Schwäche, sondern Grundsätzliches vorwirft:

»Meiner Mutter fehlte die Gabe des Trauerns, sie war kalt, oder sie verdrängte alles, was ihr nicht paßte. Vielleicht mußte sie das tun, und anders hätte sie, wer weiß, das Leben mit meinem depressiven Vater nicht ertragen.«<sup>[15]</sup>

Zwar hat Luise Rinser die guten Eigenschaften ihrer Mutter – Sachlichkeit, Menschenkenntnis, Großzügigkeit – wohl erkannt und dies auch zum Ausdruck gebracht, doch stets gleichsam mit einer Fußnote:

»Sie besaß offenbar das, was man in der älteren Theologie das Charisma des guten Rates nannte. (Nur mir hat sie nie raten und helfen können und wollen.)«

Die Einschränkung beim Lob verrät hier Abneigung. Die ganze Tragik dieser Beziehung offenbart sich in dem Satz:

»Aber: wenn diese Frau nicht meine Mutter gewesen wäre, so wäre das für beide ein Segen gewesen.«<sup>[16]</sup>

Wenn eine Tochter noch in hohem Alter so von ihrer Mutter spricht, kann man die Wurzel des Hasses sehr tief vermuten. Um den Verstimmungsprozess, der zu diesem schrecklichen Urteil führt, nachvollziehen zu können, müssen wir früh ansetzen.

Die Eifersucht der Mutter auf die Tochter, die dem strebsamen Vater viel ähnlicher sieht, als es Aloisia Sailer lieb wäre, ist offenkundig. Sie missbilligt Luises Intelligenz, ihre Religiosität, ihre dichterische Begabung. Dazu bemerken mehrere Verwandte, Aloisia verstehe das Kind nicht, es sei ganz anders als die anderen Kinder. Doch gerade das ist es, was die Mutter nicht erträgt: dass ihr Mädchen so anders ist. Ist Neid also der Hauptgrund des Problems? Nein, es ist komplizierter.

Eine scheinbar harmlose Begebenheit setzt uns auf eine Spur. Im Dorf Etting lebt das fünfjährige Zwillingsspärchen Hilla und Peter, mit dem Luise, ein Jahr jünger, gern spielt. Einmal zeigt der kleine Peter den beiden Mädchen seinen Penis und wie schön er Pipi machen kann. Die Vorführung ist sicher eine Stunde des Männerstolzes, doch zugleich eine sachliche Demonstration. Luise Rinser erzählt Jahrzehnte später, zunächst an der Vorstellung nicht besonders interessiert gewesen zu sein. Doch sie schaut